

LENA JOHANNSON

Töchter der Elbchaussee

Die Geschichte einer
Schokoladen-Dynastie

ROMAN



atb

LENA JOHANNSON

Töchter der Elbchaussee

Die Geschichte einer
Schokoladen-Dynastie

ROMAN



Über das Buch

Das Erbe der Schokoladenvilla.

Der Zweite Weltkrieg ist vorbei, Frieda muss schlimme Verluste verkraften. Sie lässt sich nicht unterkriegen und möchte nach und nach ihre Nichte Sarah zur Nachfolgerin in der Schokoladenmanufaktur ausbilden. Doch Friedas Sohn hat andere Pläne. Und dann holt Frieda auch noch die Vergangenheit ein. Wird es ihr zum Verhängnis, dass sie Sarah nie adoptiert hat? Ein Kampf beginnt, der Frieda mehr als die eigene Familie kosten könnte. Kann sie diesen Kampf gewinnen?

Authentisch und berührend: nach dem Vorbild eines Hamburger Kakao-Kontors

Über Lena Johannson

Lena Johannson, 1967 in Reinbek bei Hamburg geboren, war Buchhändlerin, bevor sie freie Autorin wurde. Vor einiger Zeit erfüllte sie sich einen Traum und zog an die Ostsee. Im Aufbau Taschenbuch sind u.a. ihre Bestseller »Die Villa an der Elbchaussee«, »Jahre an der Elbchaussee« und »Die Malerin des Nordlichts« lieferbar.

Mehr Information zur Autorin unter www.lena-johannson.de

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!




Lena Johansson

Töchter der Elbchaussee

*Die Geschichte einer Schokoladen-
Dynastie*

Roman

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Teil 1

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Teil 2

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Teil 3

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Epilog

Dankeschön!

Impressum

Teil 1

Kapitel 1

Mai 1945

»Ich hole uns noch ein wenig Limonade.« Rosemarie stemmte sich aus dem Sessel, hielt sich an der Lehne fest und verschnaufte, ehe sie mit schleppenden Schritten in die Küche ging.

»Beeil dich, Röschen, gleich kommen die Nachrichten.« Albert rutschte an den Rand der Sitzfläche, beugte sich vor und stützte erwartungsvoll die Ellenbogen auf die Knie. Dabei spielte noch Musik. Frieda sah zu den Kindern hinüber. Kinder! Henrik wurde im August bereits siebzehn. Mit seiner Freundin Gerlinde war es ihm anscheinend schon ernst. Sarah war eine hübsche junge Frau geworden und sah ihrer Mutter zum Verwechseln ähnlich. Wie immer, wenn Frieda an Selma Blumenstein dachte, überkam sie eine Traurigkeit, die im Lauf der Jahre zwar verblasst war, nur völlig vertreiben ließ sie sich einfach nicht. Warum nur hatte Selma ihre Tochter bei Frieda und Per in Hamburg gelassen, ehe sie fortgegangen war? Wo mochte sie stecken, ob es ihr gut ging? Frieda hätte zu gern mit ihr gesprochen, doch Selma war wie vom Erdboden verschluckt. Was, wenn sie irgendwann wieder auftauchte, um ihre Tochter zu sich zu holen? Unsinn, Sarah war jetzt zwanzig Jahre alt. Sie würde selbst entscheiden, bei wem

sie leben wollte. Dass sie in Hamburg bei Frieda und Per bleiben würde, daran gab es keinen Zweifel. Wie konzentriert sie auf dem Sofa saß und Jacken, Blusen und Hosen ausbesserte. Kleider von Käthe und Herbert Braune sowie von Martha und ihren Kindern, die alle seit bald zwei Jahren in der Møllerschen Villa untergebracht waren.

Was war nur los mit dieser Welt? Oft wünschte sich Frieda sehnlichst, mit ihrem Bruder reden zu können. Sicher konnte auch er nicht begreifen, dass die Menschen einen zweiten Krieg innerhalb so kurzer Zeit zugelassen hatten. Jeder erinnerte sich doch nur zu gut an den ersten, mit all seinem Leid und seinen Tragödien. Aber niemand hatte eingegriffen, hatte das erneute Unheil verhindert. Wie auch? Frieda war ja selbst zu sehr damit beschäftigt gewesen, das eigene Leben weiterzuleben, zum Wohle der Kinder, zum Wohle der Firma. Auch sie hatte sich damit begnügt, auf ein Wunder zu hoffen. Hans hatte diese Hoffnung längst verloren, er gab keine Silbe mehr von sich. Nur eine der vielen unseligen Veränderungen, die sie irgendwie verkraften musste. Wenigstens lebte Hans. Und sie hatten in den ersten Jahren des Krieges viel Glück gehabt. Draußen an der Elbchaussee waren sie sicher, wenngleich auch hier nachts die Sirenen heulten.

Friedas und Pers Haus hatte einen halben Keller hinter der Souterrain-Wohnung. Während zu den Wohnräumen, die sie

einst Selma und ihrer Tochter Sarah zur Verfügung gestellt hatten, eine Treppe führte, erreichte man den Keller durch eine Luke in einer Kammer des Parterres. Ein ausgewiesener Schutzraum war es nicht, aber besser als lange Wege zum nächsten Bunker auf sich zu nehmen. Die Villa ihrer Eltern an der Elbchaussee besaß keinen Keller. So hatte sich die Routine eingespielt, dass Rosemarie, Albert und Hans mit wichtigen Papieren und einigen wenigen Gegenständen in Alberts Aktentasche zu Frieda, Henrik und Sarah kamen, sobald Fliegeralarm über die Dächer jaulte. Die ersten Male hatten sie sich alle aneinandergeklammert, später wurden sie etwas ruhiger, doch die Angst war immer spürbar. Glücklicherweise waren die feindlichen Flugzeuge meist über die Hansestadt hinweggedonnert, ohne ihren tödlichen Ballast abzuwerfen. Während Mutter dann eine Melodie summt oder ein Gespräch über irgendetwas Belangloses anfing, sorgte Vater sich immer um die Geschäftsräume im Meißberghof. Frieda teilte seine Sorge, weiter zur Innenstadt hin hatte es durchaus Bombeneinschläge gegeben. Gleich 1940 war die Lombardsbrücke in der Innenstadt getroffen worden. Gerade der Hafen, nur Schritte vom Kontorhaus entfernt, war ein bedeutendes Ziel. Ob ihre Conchiermaschinen und Walzen wohl noch ganz waren? Und wie mochte ihre geliebte Speicherstadt aussehen?

Die Angst um Hamburg und vor allem seine Menschen war das eine, Friedas größte Sorge galt jedoch Per. Zwei Jahre war er nun schon fort, nur einmal war er für zwei Wochen nach Hause gekommen. Aber auch das war schon lange her. Nach dem Tod von Pers Vater kümmerte sich sein älterer Bruder um die Reederei, doch auch Per war noch Geschäftsführer. Also hatte er nach Dänemark fahren müssen. Lange Trennungen schienen zu ihrer Ehe zu gehören. Erst war Per mehrmals in China gewesen, dann Friedas Reise nach Venezuela. Immerhin fielen in Dänemark keine Bomben, nur hatte sich die Situation in der letzten Zeit zugespitzt. Am Telefon hatte Per erzählt, dass der dänische Widerstand wuchs.

»Die Deutschen haben uns staatliche Integrität zugesichert. Schließlich sind wir ›Arier‹ und damit Brüder.« Er hatte verächtlich geschnaubt. »Sehr dumm, dass wir partout keine Ausgangssperren, keine Militärgerichte und auch nicht die Todesstrafe akzeptieren wollten. Und unsere Polizei war ja auch viel zu lasch gegenüber den Aufrührern. Kein Wunder, dass sie nun aufgelöst wurde.« Frieda stockte der Atem, als sie das hörte. Sie wusste nur zu gut, dass er fürchten musste, jemand könne sein Gespräch mithören. Jeder fürchtete das ständig und überall. Doch sie wusste auch, wie Per wirklich dachte, wie sehr er darunter litt, dass sein Land von den Deutschen beherrscht und geknebelt wurde, dass seine Landsleute, die sich dagegen

wehrten, in Konzentrationslager deportiert wurden. Jetzt konnte kein dänischer Polizist das mehr verhindern.

Bei ihrem letzten Gespräch, ehe das Telefon ausgefallen war, weil irgendwo Leitungen getroffen worden waren, hatte Per gesagt: »Ach Frieda, diese Dänen machen sich das Leben wirklich schwer, weil sie nicht kooperieren. Es ist mehr als bedauerlich.« Dabei war seine Stimme ganz kratzig geworden. »Ich bin froh, dass die Deutschen mich als Landsmann erkannt haben, obwohl mir doch meine Papiere abhandengekommen sind.«

Sie hatten nach Henriks Geburt darüber nachgedacht, ob es günstig wäre, wenn Per die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen würde. Aber wozu? Sie hatten sich dagegen entschieden. Allerdings war es derzeit sicherer, sich als Deutscher auszugeben. Mit seinen brillanten Sprachkenntnissen, einer deutschen Ehefrau, dem Wohnsitz in Hamburg und einem Unternehmen, das weit über die Hansestadt hinaus für seine vorzüglichen Kakaoprodukte bekannt war, gelang Per das vermutlich mit Leichtigkeit.

Seit Ende letzten Jahres hatten sie nun nicht mehr miteinander gesprochen, nur einige Briefe hatte sie noch bekommen und ihm geschrieben. Jeden Tag hoffte Frieda, er würde plötzlich vor der Tür stehen. Gleichzeitig war sie um jeden Tag froh, den er in Sicherheit war. Dass er gerade

als vermeintlicher Deutscher in Dänemark immer mehr in Gefahr geraten könnte, wagte sie nicht zu denken.

Während der ersten Nächte in dem provisorischen Schutzraum hatte Frieda Sarah und ihren Sohn Henrik noch beruhigen müssen. Irgendwann gewöhnten die beiden sich daran, bei Alarm den Keller aufzusuchen. Hans gewöhnte sich nie daran, im Schutzraum auszuharren. Selbst als es noch meist Fehlalarme waren, weil die Bomber die Stadt überflogen, bebte er jedes Mal wieder in Todesangst, atmete schnell und sträubte sich, die Leiter hinabzuklettern, als solle er geradewegs in sein Grab hinabsteigen. Anfangs hatten sich am nächsten Morgen nur einzelne Rauchfähnchen irgendwo weiter östlich in die Höhe gekringelt. Wie die dünnen Rauchfäden, die noch eine Weile über dem Dochtstummel schwebten, wenn eine Kerze heruntergebrannt war. Hans betrachtete sie, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

Ach Hans, ihr stolzer, spöttischer großer Bruder. Was hätte nicht alles aus ihm werden können? Mutig und voller Energie war er damals mit wehenden Fahnen in den ersten Krieg gezogen, als gebrochener Mann war er zurückgekehrt. 1939 hatte er versucht, sich das Leben zu nehmen. Für Frieda stand fest, dass das seine Absicht gewesen war. Sie wusste nur nicht, ob seine Angst vor einem zweiten Krieg oder Claras Abreise nach Amerika der

Auslöser gewesen war. Wahrscheinlich beides. Mutter dagegen weigerte sich, überhaupt daran zu glauben, dass er es ernst gemeint hatte.

»Er wollte seine Panik vor einem erneuten Krieg mit Alkohol betäuben«, erklärte sie, wann immer das Thema zur Sprache kam. »Gewiss, das war ein Fehler. Nach dem, was er schon einmal als Soldat durchgemacht hat, sollte aber jeder Verständnis dafür haben. Niemand darf ihm vorwerfen, dass er zur Flasche gegriffen hat.« Und auch nicht, dass er mit vernebeltem Geist außer Schnaps auch noch Verdünner oder sonstwas getrunken hatte? Frieda glaubte nicht an einen schrecklichen Unfall. Wochen vorher hatte Hans nicht nur viele seiner Bilder verbrannt, sondern auch noch leere Leinwände, weil er nicht wieder malen wollte, solange die Nazis an der Macht waren. Dann hatte er sich schrecklich aufgeführt, bis Clara bereit war, Hamburg ohne ihn zu verlassen, und war hinterher vollkommen verzweifelt gewesen, weil sie genau das getan hatte. Und schließlich war der Tag gekommen, an dem er auf Sarah hatte aufpassen sollen, und sie ihn auf dem Dachboden gefunden hatte. Über ihm ein Seil an einen Balken geknotet, um seinen leblosen Körper herum, der über einem Hocker zusammengesackt war, leere Flaschen. Wann immer Frieda sich an diesen Anblick erinnerte, kroch ihr eisige Kälte den Rücken hinauf. Hans hatte ein Bild gemalt, sein letztes womöglich. Ein Selbstporträt inmitten

der Gräuel, die er an der Front gesehen haben mochte. *Nicht noch einmal!*, hatte er in schwarzen Buchstaben quer darüber geschrieben. Doch die Ärzte hatten ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Nach einigen Wochen nahm Hans wieder feste Nahrung zu sich und verließ das Krankenbett. Da war der Krieg längst furchtbare Realität. Gesprochen hatte Hans seitdem kein Wort mehr.

»Wir können nicht ausschließen, dass die Stimmbänder in Mitleidenschaft gezogen wurden«, sagte ihnen der zuständige Arzt. »Soweit wir es sehen können, scheint aber alles intakt zu sein.«

Im Juli 1943, Per war gerade erst nach Dänemark gereist, brach die Hölle über Hamburg herein. Ernst hatte es schon länger befürchtet.

»Früher oder später sind wir auch dran, Frieda.« Seine Stirn lag in tiefen Falten, das fröhliche Blitzen in seinen Augen war erloschen. »Der Hafen ist das perfekte Ziel für die alliierten Truppen. Und der Bahnhof natürlich. Die lassen sich nicht täuschen. Nicht von einem Holzgerüst mit so'n paar Planen und auch nicht von den Schachteln, die die Wehrmacht auf die Binnenalster gesetzt hat und die aussehen sollen wie ein Wohngebiet. Die finden unseren schönen Hauptbahnhof trotzdem. Zur Not schmeißen die eben großflächig ihre Bomben ab. Und denn erwischen die auch jede Menge Wohnhäuser und Zivilisten. Kannst mir

glauben, Frieda, wir kriegen noch kräftig 'n Arsch voll. Guck bloß, dass du euren Keller zusätzlich sicherst.«

Zu ihrer großen Erleichterung hatte er das gleich selbst in die Hand genommen. Von da ab stützten mächtige Balken die Decke, noch mehr Sandsäcke vor den Fenstern sperrten auch den letzten Lichtschimmer aus. Ernst hatte keinen Tag zu früh Vorkehrungen getroffen. Noch immer schauderte Frieda bei der bloßen Erinnerung. Die Sperrfeuer der Flugabwehrkanonen donnerten unaufhörlich. Und dann das Dröhnen der Motoren von unzähligen Flugzeugen. Engländer! Jeder wusste, dass die Amerikaner am Tag bombardierten, die Engländer kamen in der Nacht.

Frieda versuchte, sich an Jasons Worte zu erinnern, dass man immer eine Wahl habe und dass deutsche und englische Soldaten im Grunde keine Feinde seien, sondern nur Befehle befolgten. Auch Hans hatte ihr nach seiner Rückkehr von der Front erzählt, dass er auf Engländer getroffen war, die ihn hatten gehen lassen, obwohl sie ihn hätten erschießen können. Doch wenn man in einem stockfinsternen Keller kauerte und das Heulen der Bomben immer lauter wurde, dann fiel es schwer, an etwas anderes als an tiefe Feindschaft zu glauben. Einmal hatte ein naher Einschlag das stattliche Haus am Jenischpark erschüttert. Er zerstörte eine steinerne Brücke über die Flottbek und ein nahe gelegenes Gasthaus vollständig. Mehrere Bäume

standen schief, mächtige Äste waren gebrochen und hingen nur noch in den Zweigen der Krone. Als endlich das Entwarnungssignal durch die Straßen schrillte, zitterte Frieda am ganzen Körper, und ihr liefen Tränen über das Gesicht, so erleichtert war sie, dass alle noch am Leben waren. So ging es vier Nächte in Folge, in denen Hamburg von Spreng- und Brandbomben geradezu überzogen wurde.

Dann kam der achtundzwanzigste Juli. Frieda erinnerte sich noch ganz genau daran. In der Nacht hatte sie, wie immer, kaum ein Auge zugemacht. Vor lauter Müdigkeit fühlte sie sich wie in einem Nebel, als sie am Morgen Henrik und Sarah versorgte. Von Arbeit im Kontor oder der Manufaktur konnte schon seit Ewigkeiten keine Rede mehr sein. Frieda wäre auch nicht dazu in der Lage gewesen. Sie konnte an nichts anderes denken, als daran, wann sie sich endlich hinlegen und schlafen durfte. Doch daraus wurde nichts. Ein Lastwagen hielt an der Straße. Frieda sah Menschen auf der Ladefläche hocken. Noch nie zuvor hatte sie erbärmlichere Gestalten gesehen. Die Haare waren teilweise bis zur Kopfhaut weggeschmort, ihre Kleidung hing in Fetzen und war verbrannt. Während Frieda noch fassungslos auf das Elend starrte, hämmerte plötzlich jemand an die Tür. Als sie öffnete, stand vor ihr ein Uniformierter.

»Wir verteilen die Ausgebombten. Mit wie vielen Personen wohnen Sie in diesem Haus?«

»Vier, wir sind vier Personen«, stotterte sie überrumpelt. Der Mann verzog eine Miene, die keinen Zweifel daran ließ, was er von Leuten hielt, die sich so viel Platz und eine so elegante Unterkunft leisten konnten. Sie konnte nicht weiter darüber nachdenken, denn er war einfach an ihr vorbei gestürmt und sah sich jeden Raum an. Im Parterre, dann im Souterrain und zuletzt im Obergeschoss.

»Keller?«, fragte er sie streng.

»Nur ein Teilkeller«, gab Frieda leise zurück. Was geschah hier? Er konnte das Haus doch nicht einfach beschlagnahmen?

»Zeigen!«, kommandierte er.

»Kommen Sie.« Frieda ging in die Kammer und öffnete die Luke.

»Sehr gut«, erklärte er, nachdem er den provisorischen Schutzraum inspiziert hatte. »Es sind ein paar Veränderungen nötig, darum kümmern wir uns.« Das war alles, eine weitere Erklärung bekam Frieda nicht. Stattdessen ging er zum Wagen, winkte ein älteres Ehepaar, eine Frau mit zwei Kindern, drei ältere Damen, eine junge Frau und zwei weitere Kinder vom Wagen.

»Was wollen die hier?«, fragte Henrik.

»Sie verteilen die Ausgebombten«, antwortete Frieda, ohne es selbst so recht zu begreifen. »Ich denke, sie werden hier eine Weile wohnen.«

Der Mann in Uniform kam zurück, die kleine Gruppe, die meisten mit weit aufgerissenen Augen oder vollkommen stumpfem Blick, schlich hinter ihm her. Er trat zur Seite und schob, als sie zögerten, einen nach dem anderen ungeduldig ins Haus. Das Souterrain war einer älteren Dame mit ihrer erwachsenen Tochter und deren beiden Kindern zugeteilt. Drei weitere Zimmer gingen an das ältere Ehepaar, eine alleinstehende Frau mit ihren zwei Kindern und ein anderes an zwei ältere Damen, Schwestern, wie sich herausstellte. Das Wohnzimmer gehörte weiterhin Frieda und den Kindern, ebenso Pers und Friedas Schlafzimmer sowie je ein Kinderzimmer. Ausreichend im Grunde, nur dass sich nun neun Erwachsene und fünf Kinder das große Bad im Parterre und ein kleines im Souterrain teilen mussten. Auch die Küche wurde von allen benutzt.

Aus einem unerfindlichen Grund war in der Hannemannschen Villa niemand einquartiert worden.

»Warum ziehen wir nicht zu ihnen?«, schlug Sarah vor.
»Dann können die Braunes sich im Wohnzimmer einrichten und haben es bequemer. Und Hilde und Dorothea hätten je eine Kammer für sich.«

Zuerst sträubte sich Frieda gegen die Vorstellung, doch sie musste gestehen, dass Sarah recht hatte. Das kleine Zimmer war für das Ehepaar Braune eine Zumutung, wenn sie auch immer wieder beteuerten, wie dankbar sie waren,

nicht auf der Straße oder in einer Massenunterkunft hausen zu müssen. Auch für die Schwestern Hilde und Dorothea war es bestimmt nicht leicht, plötzlich zu zweit in einem Zimmer zu leben, nachdem zuvor jede von ihnen eine eigene großzügige Wohnung in Winterhude besessen hatte.

Also hatte Frieda das Nötigste zusammengepackt und war mit Henrik und Sarah in die Villa an der Elbchaussee gezogen.

»Eine sehr gute Idee«, fand Albert. »Bestimmt müssen bald noch mehr Ausgebombte verteilt werden. Da habe ich doch lieber euch drei hier.« Er zwinkerte fröhlich.

Bei Fliegeralarm mussten nach wie vor alle ins Haus am Jenischpark laufen. Mit all den neuen Bewohnern war es schrecklich eng in dem Teilkeller. Die Luft war innerhalb kürzester Zeit stickig, und die kleinen Kinder weinten ununterbrochen. Auch am Tag ging Frieda hin und wieder rüber und brachte den Menschen ein wenig Kakao oder Schokolade aus ihren eisernen Vorräten. Der Uniformierte hatte nicht zu viel versprochen, und man hatte sich um Umbaumaßnahmen gekümmert. Jedes Zimmer war nun vorsorglich mit einem Bollerofen ausgestattet. Die Rohre verliefen abenteuerlich quer durch das gesamte Haus. Frieda fragte sich, ob das alles wieder abgebaut werden konnte, ohne dass größere Schäden zurückblieben. Vor allem aber, dachte sie beklommen, schien man mit einer

langen Aufenthaltsdauer der einquartierten Menschen zu rechnen. Es war Sommer, ein heißer noch dazu. Niemand brauchte jetzt einen Ofen.

Wenn Frieda zurückdachte, konnte sie nur darüber staunen, wie rasch sich die eigene Einstellung in diesen Zeiten doch ändern konnte. Hatte sie sich eben noch Gedanken gemacht, wann sie die fremden Menschen wohl wieder loswerden würde, war sie im nächsten Moment von Herzen froh, dass man sie bei ihr einquartiert hatte. Die meisten kamen aus dem Osten der Stadt. Und der war im Feuersturm vernichtet worden, als habe es sich bei den Gebäuden dort um Pappschachteln gehandelt, die den Flammen nichts entgegenzusetzen hatten. Niemand, weder die freundlichen Braunes noch die Kinder, würden noch leben, hätte man sie nicht zu Frieda gebracht. In der Nacht des achtundzwanzigsten Juli hatte es begonnen. In wenigen Stunden, das kam hinterher nach und nach ans Licht, waren dreißigtausend Menschen im Feuer umgekommen. Erstickt oder verbrannt. Das Vorgehen war perfide, Frieda konnte nicht fassen, dass jemand sich einen derartig grausamen Plan ausdachte. Angefangen hatte es mit sogenannten Christbäumen, Leuchtfeuern, die hinabsegelten und die Stadt erhellten, damit die Piloten die Gebiete sehen konnten, die sie anzugreifen hatten. Was hatte es genützt, dass regelmäßig Luftschutzwarte

kontrollierten, ob auch jede Wohnung, jedes Haus gemäß der Anweisung verdunkelt war? Gar nichts! Sprengbomben rissen die Dächer auf, Brandbomben setzten alles in Flammen. Nicht einmal mutige Männer, wie damals beim Großen Brand 1842 ihr Urgroßvater, hätten eine Chance gegen dieses Inferno gehabt. Viel zu gefährlich. Sogar Zeitzünder kamen zum Einsatz, hörte man später, die für Explosionen sorgten, nachdem die Flugzeuge längst fort waren. So kam es, dass die Bewohner der Stadt, die mit dem Leben davongekommen waren, sich verkriechen mussten, anstatt dass sie hätten löschen und wenigstens irgendetwas retten können. Die Engländer schonten in dieser Nacht die Zivilbevölkerung nicht mehr. Im Gegenteil: Ihr Ziel war es, Hamburg mit Mann und Maus zu vernichten. Als Frieda und die anderen am nächsten Morgen ins Freie traten, empfing sie eine Hitze, als hätte jemand einen Glutofen im Garten installiert. Sie sahen keine vereinzelt Rauchfähnchen mehr, sondern ihnen bot sich ein geradezu unglaubliches Bild: Obwohl Sommer war, spannte sich ein schwarzgrauer Himmel über sie. Die Sonne schaffte es nicht durch die Schwaden von Ruß und Qualm, von Tod und Elend. Dazu der scharfe Brandgeruch und ein ständiger leichter Ascheregen, schwarze Fetzen von Büchern, Plakaten, Bildern, vielleicht auch Holz und womöglich ... Frieda traute sich kaum, Richtung Innenstadt zu blicken. Dort leuchtete der Horizont blutrot. Und es

hörte nicht auf. Zwei Tage nach dem verheerenden Angriff kamen die Engländer zurück. Friedas Gedanken kreisten um die vielen, die weiter östlich lebten. Wie mochte es Ernst und seiner Familie gehen, wie den Arbeitern der Schokoladenmanufaktur? Rudolf hatte schon im ersten großen Krieg ein Bein eingebüßt. Oder Jonas, der damals seinen Vater und den ältesten Bruder verloren hatte, was war mit ihm? Spreckel, Meynecke, Ulli und Marianne. Erst nach fünf weiteren Tagen hatte Frieda Gewissheit, dass sie am Leben waren. Spreckel war verletzt, auch von Ulli hörte sie, dass sie Verbrennungen davongetragen hatte. Ihre Eltern waren beide tot, aber ihre kleine Schwester Marianne war ungeschoren davongekommen. Welch eine Erleichterung, welch eine unbändige Freude, dass die meisten es geschafft hatten. Gleichzeitig wuchs der Schmerz in Frieda so sehr, dass sie glaubte, nicht mehr atmen zu können, so unvorstellbar grauenvoll war, was sie sah und von denen hörte, die von dem Feuersturm erzählen konnten. Die Flammen waren durch die Stadt gewirbelt, hatten einen solchen Sog entfaltet, dass Alte und Schwache einfach von den Füßen und mitten hinein in die Feuersbrunst gerissen worden waren. Fensterscheiben waren geschmolzen, ebenso Kacheln, die gerade noch Küchen und Bäder geziert hatten. Bunker hatten sich bei schweren Detonationen gehoben und wieder gesenkt, als wollten sie sich selbst tiefer in den Boden rammen.

Wassertanks waren explodiert und hatten ihren kochenden Inhalt versprüht. Wo einst Straßen gewesen waren, gab es nun Krater, niemand hatte mehr eine Orientierung, wenn er sich in Richtung Innenstadt bewegte. An Mauerstücken, den Resten von dem, was einst Wohnblöcke gewesen waren, hatten Menschen mit Kreide Nachrichten hinterlassen, hörte Frieda. Sie suchten nach Angehörigen oder notierten, dass sie lebten und wohin sie gehen wollten. Hunderttausende verließen Hamburg, zogen Bollerwagen hinter sich her, schoben verbeulte Fahrräder, auf die sie ihr Hab und Gut geschnürt hatten. Autos gab es in der Stadt schon lang nicht mehr.

Die Glücklichen hatten noch immer ein Dach über dem Kopf, wohnten im Westen und Norden der Stadt, wo es in vielen Straßen aussah, als habe gar kein Krieg stattgefunden. So wie Frieda und ihre Familie.

Bald zwei Jahre waren vergangen, seit sie mit Henrik und Sarah in den Anbau der Hannemannschen Villa gezogen war. Sie hatten die schweren Angriffe im Juli und August des Jahres 1943 überlebt und eisige Kälte in den Wintern überstanden. Sie hatten gebangt und mit wenig Verpflegung auskommen müssen. Und sie hatten das Wunder erlebt, dass nach all der Zerstörung wieder Briefe ausgetragen wurden, dass von irgendwoher Strom kam - wenigstens für einige Stunden am Tag.

Im Jahr nach dem Feuersturm wurde Henrik sechzehn. Im August war das gewesen. Nur einen Monat später rief Hitler, der im Juli knapp einem Anschlag entkommen war, alle Männer an die Waffen, von sechzehn bis sechzig Jahre. Frieda hatte sich daran gewöhnt, einmal am Tag zu ihrem Haus zu gehen und nach der Post zu sehen. Immer begleitete sie die Hoffnung auf eine Nachricht von Per. Ab September wünschte sie sich zwar weiterhin, es möge ein Brief von ihrem Mann im Kasten liegen, gleichzeitig hatte sie Angst davor, ein Schreiben von der Wehrmacht zu finden.

An einem sonnigen Tag im November geschah es. Frieda freute sich darüber, dass das Hamburger Schmuddelwetter einem strahlend blauen Himmel gewichen war. Die Luft war eisig, aber herrlich klar, ihr Atem stand vor ihren Lippen. Immer öfter hörte man hinter vorgehaltener Hand Gerüchte, der Krieg könne Weihnachten vorüber sein. Vor allem Ernst hielt Frieda auf dem Laufenden.

»Die BBC sagt, es sieht düster aus für Deutschland. Von wegen Endsieg, wir sind auf ganzer Linie geschlagen.«

»Ernst, um Himmels willen, du darfst nicht länger Feindsender hören.« Weiter kam Frieda nicht.

»Meine Feinde sind die Engländer nicht. Wenn es auch mal 'ne Zeit gab, als ich nicht sehr gut auf die zu sprechen war. Na, auf einen nicht.« Er schmunzelte, wurde aber sofort wieder ernst. »Wie willst du denn sonst wissen, was

los ist? Was wirklich los ist, meine ich. Unser Großdeutscher Rundfunk erzählt uns doch nur Unfug«, zischte er. »Wie letztes Jahr über Stalingrad.« Er schnaubte böse und senkte die Stimme. »Gelogen hat der Goebbels. Von wegen, alle seien den Helden gestorben.« Ernst schüttelte den Kopf. »Nee, Frieda, wenn du dir eine Meinung bilden willst, brauchst du was anderes als den Großdeutschen Märchenfunk. Jeder hört BBC!« Das war zwar übertrieben, aber er hatte recht, viele taten das. Ihr Vater hatte es auch einmal gewagt, ihre Mutter hatte sich schrecklich darüber aufgeregt. Seitdem hörte Albert nur heimlich fremde Sender, wenn Rosemarie schlief.

»Die können mich jederzeit einziehen, Frieda«, sagte Ernst. »Ich muss bannig aufpassen. Das gilt auch für deinen Sohn. Wie willst du denn Entscheidungen treffen, wenn du gar nicht weißt, was da draußen so passiert?« Was sollte sie darauf schon sagen? »Siehst du! Wenn ich aber hör, dass sich überall die Fronten auflösen, denn weiß ich, dass ich nur noch 'n paar Wochen oder Tage unsichtbar oder verletzt sein muss, um nicht noch in letzter Sekunde verheizt zu werden.«

»Verletzt?«

»Ich hab 'n Hammer bereitliegen«, erklärte er ihr. »Wenn der Einberufungsbefehl kommt, kloppe ich mir damit einmal kräftig auf den Zeh, Walli bringt mich zum Arzt.« Ernst hatte Walli 1942 geheiratet, damit sie versorgt war,

falls ihm etwas zustieß, wie er sich ausgedrückt hatte.

»Mach das am besten mit Henrik genauso. Denn kann er zu Hause bleiben und braucht nicht noch los. Ist doch sowieso bald alles vorbei«, wiederholte er.

Doch es war nicht vorbei. Es ging womöglich gerade erst los, schoss Frieda durch den Kopf, als sie an diesem Novembertag den Vorbescheid für Henriks Einberufung aus dem Kasten nahm.

»Aber ich will nicht!«, rief er, als sie mit dem Schreiben in die Hannemannsche Villa kam. »Ich will keinen Eid auf den Führer schwören, dass ich ihm mein Leben opfern würde.«

»Beruhige dich doch«, sagte Frieda. Sarah verbarg ihr Gesicht hinter den Händen, Albert schüttelte nur den Kopf und seufzte wieder und wieder.

»Ich will mich nicht beruhigen!«, schrie Henrik. »Der Führer ist ein alter Mann!«

»Du sagst so etwas nie wieder!«, fauchte Rosemarie.

»Aber es ist wahr. Alle sagen das. Ein Greis ist er, der keine weitere Niederlage verkraften kann.«

»Henrik, es reicht.« Frieda wusste, dass er recht hatte, aber sie wusste auch, wie gefährlich es war, das laut auszusprechen.

»Er ist unser Führer, und er wird den Krieg zu einem guten Ende bringen«, beharrte Rosemarie.